

■■■■■
**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

Weitere Titel des Autors:

The Last True Lovestory
Aidan (nur als E-Book)

Über den Autor:

Der New-York-Times-Bestsellerautor Brendan Kiely hat Kreatives Schreiben studiert und arbeitet als Lehrer und Schriftsteller. Seine Romane wurden in zehn Sprachen übersetzt und mit mehreren Preisen ausgezeichnet. Brendan Kiely stammt aus Boston und lebt mit seiner Frau in New York.

**BRENDAN
KIELY**

ELITE

**DIE WELT GEHÖRT
EUCH NICHT**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Diana Beate Hellmann


**BASTEI
LÜBBE**
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17815



Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2018 by Brendan Kiely

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Tradition«

Originalverlag: Margaret K. McElderry Books,
Simon & Schuster, New York

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Thomas Schichtel, Bielefeld

Titelillustration: Design by Russell Gordon; Foto: © 2018 Ylva Eravall

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro

Printed in Germany

ISBN 978-3-404-17815-5

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter:

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und

Österreich jeweils überall dasselbe.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt,

gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der

Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf

oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre

verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

*Für meine Mutter und meinen Vater,
die mich immer wieder daran erinnern,
dass Liebe mit Zuhören beginnt,
und für Jessie,
deren Herz stets zuhört.*

SO ETWAS WIE »STIMMLOSE« GIBT ES NATÜRLICH NICHT. ES
GIBT NUR DIE ABSICHTLICH ZUM SCHWEIGEN GEBRACHTEN
ODER DIE VORZUGSWEISE UNGEHÖRTEN.

ARUNDHATI ROY

SIE WANDERTEN MIT LANGSAM ZAGEM SCHRITT
UND HAND IN HAND AUS EDEN IHRES WEGS.

MILTON, *PARADISE LOST*

Um das vorab klarzustellen ...

JAMES BAXTER

Die meisten Menschen bekommen keine zweite Chance. Ich wusste nicht so recht, ob ich eine verdiente. Ich wusste nicht einmal, ob ich eine wollte. Ich bekam sie aber: Fullbrook Academy. Das hier habe ich daraus gemacht.

JULES DEVEREUX

Ich habe mal gehört, dass ein anderes Mädchen es so formuliert hat: Es ist eine Jungenschule, die auch Mädchen aufnimmt. Sie haben uns in Fullbrook aufgefordert, bereit zu sein, es mit der Welt aufzunehmen, aber wir hätten das gefälligst leise zu tun. Was, wenn ich laut sein wollte? Was, wenn ich laut sein musste?

Die Nacht, die alles veränderte ...

JULES DEVEREUX

Keuchend schnappe ich nach Luft und bin zu nichts fähig. Ich kann nur nach oben blicken, wo sich im weißen Licht des Mondes jeder Ast und jeder Zweig und jedes Blatt abzeichnet. Ich sitze im Dreck, wieder, lehne mich mit der Schulter an den Baum, und die kalte Luft macht mich am ganzen Körper starr. Ich kann immer noch spüren, wie er meinen Arm umklammert hat, als wäre er immer noch da, als fesselte er mich immer noch mit seinen Händen und seinem Körpergewicht an den Baumstamm, dabei ist er nicht mehr da. Er ist weg. Mir ist schrecklich kalt. Ich zittere, aber es fühlt sich an, als zitterten der Baum und der Himmel über mir, als wären sie plötzlich ganz verschwommen, unwirklich und nicht mehr das, was sie einmal waren. Es ist, als wäre ich nackt, aber ich bin nicht nackt. Es ist, als würde der Boden ausholen, um mir ins Gesicht zu schlagen, aber das tut er nicht. Am Rand der Klippe breche ich zusammen. In den Wäldern hinter mir sind immer noch Stimmen. Und unter mir, am Fuß der Klippe, sind auch Stimmen. Stimmen in der Nachtluft, wie unsichtbare Vögel, die in den Wind kreischen.

Auch in mir ist eine Stimme. Ich glaube, es ist meine eigene, obwohl sie nicht wie meine klingt. Ich bin es, und ich bin es nicht. Die Stimme wird immer lauter, schimpft und brüllt und bahnt sich von irgendwo in meinem Inne-

ren ihren Weg nach oben, bis mir vor Lärm der Schädel dröhnt. Ich bin es, und ich bin es nicht. Oder aber ich bin es und habe mich zweigeteilt, und diese andere, diese neue Stimme, schreit ohne Unterlass weiter. *Lauf weg*, brüllt sie mir zu. *Lauf, lauf, lauf!*

Ich bin so nah am Klippenrand, dass ich nach vorn kriechen und mich einfach fallen lassen könnte. Ich müsste mich dazu nur auf ein Knie kauern, wie ich es am Rand des Swimmingpools getan habe, als ich den Kopfsprung lernte, nur bin ich jetzt zig Meter in der Luft, und die Stimme sagt mir, ich soll wieder nach hinten kriechen. Ich gehorche. Sie sagt mir, dass ich aufstehen soll, und ich benutze den Baum, um mich daran hochzuziehen. Wieder sagt sie: *Lauf weg*, und das mache ich, ich laufe in den Wald, den Pfad hinter, weg von der Party, weg von den anderen Stimmen, weg von allen. Ich weiß, wohin ich laufe, aber ich fühle mich trotzdem, als hätte ich mich verirrt. Als wäre ich ganz allein. Ich will einfach nur nach Hause, obwohl das Wort jetzt keinerlei Bedeutung hat. Dass ich dort wohne, heißt nicht, dass es ein Ort ist, an dem ich in Sicherheit bin.

JAMES BAXTER

Ich kann es zwar nicht fassen, aber ich bin so außer Atem, dass ich in die Hocke gehen und mich an die Rückwand des Mädchen-Wohnheims lehnen muss, um wieder Luft zu bekommen. Verdammt, das tut weh. Man kann halt keine ohnmächtige Person durch den Wald und über das gesamte Schulgelände schleppen und sie dann durch das Badezimmerfenster in den ersten Stock hieven, ohne anschließend zusammenbrechen zu wollen. Das schaffe nicht einmal ich. Auch dann nicht, wenn mir jemand dabei hilft.

Ich weiß, dass sie mich für ein Arschloch hält, und ich habe das hier nicht getan, damit sie ihre Meinung über mich ändert. Ich habe es lediglich getan, weil es richtig war, weil ich wusste, dass es richtig war, und ich nach einem Jahr erstmals hundertprozentig überzeugt war, zwischen Richtig und Falsch unterscheiden zu können – sodass ich das Richtige tun und alles andere vergessen musste.

Wenn ein Mädchen dir etwas bedeutet, sagte meine Exfreundin immer, reicht es nicht, ihr das zu sagen. Du musst es ihr zeigen. Sei für sie da, hör ihr zu, und zeig ihr mit deinem Verhalten, dass du sie verstanden hast. Das klingt ganz einfach, aber so einfach ist es nie. An den meisten Tagen, eigentlich an allen, liegt diese Weisheit unter einer Lawine anderer Zwänge verschüttet. Aber nicht in dieser Nacht, in der ich diesen Rat aus irgendeinem Grund ebenso laut und deutlich gehört habe, wie ich jetzt den Wind höre, der durch die Regenrinne des alten Holzdachges über mir pfeift.

Der Mann im Mond hoch droben am Himmel hat so etwas wie traurige Augen, als schaute sein bleiches Gesicht mitleidig auf uns herab, weil er uns etwas Besseres wünscht. Vielleicht wünscht er sich aber auch nur, wir wären besser. Ich weiß genau, dass ich nüchtern und nicht betrunken bin, lediglich ein bisschen verrückt, weil ich so etwas denke, aber ich denke es trotzdem, denn genau so fühle ich mich. Traurig. Als wäre dieses ganze blödsinnige Paradies, diese tolle Schule, nichts weiter als ein hochtrabendes Versprechen, ein gebrochenes Versprechen, eine große Lüge. Und was noch schlimmer ist: Ich fühle mich wie ein Teil dieser Lüge.

ERSTER TEIL

DAVOR

KAPITEL 1

JAMES BAXTER

An meinem chaotischen ersten Tag in Fullbrook hatte ich einen klaren Gedanken: *Hier gehöre ich nicht hin.* Ich hatte weder die richtigen Klamotten noch den richtigen Haarschnitt, und ausdrücken konnte ich mich auch nicht richtig. Ich wusste nicht einmal, dass ich von all diesen Dingen null Ahnung hatte, bis ich draußen auf dem Bürgersteig vor meinem neuen Zuhause stand – Jungen-Wohnheim 3, Tapper Hall – und die Familien betrachtete, die über den Hof vor den Wohnheimen schwirrten. Die Zwölftklässler, die für den reibungslosen Ablauf des Einzugstages verantwortlich waren, schlenderten entspannt und unbeschwert umher, in ihren Halbschuhen aus weichem Leder, ihren Leinenjackets und mit ihren Krawatten, und sie nahmen den Eltern die Nervosität, indem sie einander über die Wege und Rasenflächen hinweg anlächelten. Staunend sah ich mit an, wie einige der Neuntklässler dieses Lächeln aus der Luft pflückten und sich selbst aufs Gesicht pflanzten. Sie waren Naturtalente.

Ich war das nicht. Ich war der achtzehnjährige Schwachkopf, der an einer neuen Highschool noch einmal von vorn anfang. Ein fünftes Jahr – Aufbaujahr nennen sie das netterweise.

»Heh«, meinte eines der Leinenjackets und marschierte

auf mich zu. »Du musst der Buckeye sein.« Am liebsten hätte ich mich irgendwo versteckt, doch die Sonne war ein Scheinwerfer, der durch die Blätter des Baumes auf mich niederstrahlte. Als ich nicht reagierte, redete er weiter. »Sie haben gesagt, du wärest ein Sportler aus Ohio.« Er grinste. »Und man braucht dich ja bloß anzusehen. Du musst der Buckeye sein. Heh, Hackett!«, brüllte er und drehte sich dabei um. »Ich habe den Buckeye gefunden.«

Ich versuchte, ungekünstelt zu wirken, wusste aber wie immer nicht, was ich mit meinen Händen anfangen sollte. Deshalb war ich mit einem Schläger, einem Ball oder einer Hantel in der Hand groß geworden. Ich verschränkte meine Hände im Rücken und sah vermutlich aus wie ein überreizter Soldat. Ich hatte sogar den dämlichen Bürstenschnitt.

Hier hatten die Jungen alle Haare, die sie stylen mussten. Vor allem der Typ, der jetzt auf uns zukam, Hackett, wie der andere ihn gerufen hatte. Diese Kerle sahen aus, als reinigten sie sich ihre Zähne mit einer Zahnseide, die genauso viel Geld kostete, wie ich mit einem ganzen Sommer Arbeit auf Onkel Earls Farm verdiente. Der kleine Typ mit den wulstigen Schultermuskeln und dem platt gedrückten Grinsen eines Pit Bull Terriers und sein größerer Freund, der Schönling mit dem Zottelhaar, der Hackett hieß.

»Was gibt's?« Es war nicht meine Absicht, arrogant herüberzukommen, aber genau so wirkte ich wohl. Das passiert mir leicht. Ich bin die Art von Junge, von dem die Leute erwarten, dass er mit der Faust Löcher in die Wand schlägt – nicht, weil ich das tun will, sondern einfach, weil ich es kann.

»Freddie.« Der Pit Bull Terrier streckte mir seine Hand entgegen. Ich schüttelte sie.

Der Schönling sah uns mit verschlafener Miene dabei zu. »Hackett«, stellte er sich dann vor, ohne die Hände aus den Jackentaschen zu nehmen. »Ethan Hackett.«

»Hackett und ich«, ergriff Freddie wieder das Wort, »sind dir zugeteilt worden. Alle Neuen bekommen einen Mentor, der sie mit allem vertraut machen soll. Hauptsächlich sind das natürlich Neuntklässler, aber in diesem Jahr sind auch ein paar Aufbauschüler dabei. Jedenfalls bist du einer von den Neuen.«

»Eigentlich haben wir dich auserwählt, Buckeye«, warf Hackett ein.

»Ha!«, kläffte Freddie. »Nein, ich bin dir zugeteilt worden, weil ich auch richtigen Sport mache. Hackett hält Skilaufen für Sport.«

»Ignorier ihn einfach«, sagte Hackett. »Er verfügt nur über einen beschränkten Wortschatz.«

Freddie schubste Hackett, der daraufhin stolperte, sein Gleichgewicht aber rasch wiederfand.

»Siehst du«, meinte Hackett mit einem Lächeln. »Er redet mit den Fäusten.«

»Zu Hause haben mich alle Jamie genannt«, sagte ich in dem Versuch, irgendetwas von mir zu geben.

»Ach ja? Schön«, erwiderte Freddie. »Stell diese letzten beiden Taschen eben in deinem Zimmer ab, Buckeye.« Er zeichnete mit der Hand einen großen Bogen in die Luft. »Danach zeigen wir dir hier alles.«

Freddie trieb mich zur Eile, klopfte mir auf die Schulter und schob mich durch das Wohnheim. Er und Hackett liefen den Flur entlang, warfen auf dem ganzen Weg mit diesem Lächeln um sich und schüttelten Eltern und Neuntklässlern die Hände. »Willkommen in Fullbrook!«

Sie hätten für ein politisches Amt kandidieren können.

Nachdem wir die Taschen abgestellt hatten und wieder draußen waren, führte Freddie uns die Straße hinauf, die zwischen den Wohnheimen verlief. »Mädchen«, erklärte er mir und zeigte dabei auf eines der Häuser. »Mädchen. Jungen.« Er grinste. »Mit den Mädchen selbst befassen wir uns später.«

»Cool«, erwiderte ich und versuchte, mit ihm Schritt zu halten. Ich ließ die Anlage auf mich wirken, die schmalen, im Zickzack durch Baumgruppen verlaufenden Wege, die eine Backsteinvilla mit der anderen verbanden. Ein blauer Tag – selbst das Wasser, das sich in den Buntglasfenstern spiegelte, wirkte kuratiert, kultiviert und perfektioniert. Überall war Geschichte, braute sich über mir zusammen wie die langen beleubten Äste, die ihre Schatten auf den Weg warfen.

»Wir haben gehört, du bist Footballspieler.«

Ein kurzer Schmerz durchzuckte mich. »Das war ich mal.« Football gab es nicht mehr. Dieses Leben war vorbei. Ein Spiel, und es war, als hätte ich ein Loch in den Boden gerissen und meine gesamte Heimatstadt mit in die Finsternis gezogen, die sich darunter auftrat. »Ich bin für Eishockey hier.«

Mein zweiter Sport. Der Sport, von dem meine Familie, Coach Drucker und die wenigen Menschen, die zu Hause noch mit mir sprachen, behaupteten, er wäre meine Fahrkarte in ein besseres und neues Leben. Ein Junge wie du verdient eine zweite Chance, hatte man mir erklärt.

»Jaja. Ich weiß«, redete Freddie weiter. »Du bist die neue Geheimwaffe. Jetzt ist aber erst mal Herbst. Football, Football, Football.« Er bewegte sich auf den Zehenballen hin und her, schlug einen linken Haken in die Luft und tänzelte um Hackett herum. Dann lief er ein paar Schritte voraus, blieb stehen und drehte sich wieder zu uns um. »Damit meine ich, dass Coach O sein linkes Ei dafür geben würde, dich im Football-Team zu haben. Auf welcher Position hast du denn gespielt?«

»Linebacker.«

»Verdammt. Mann, genau das brauchen wir hier! Eine Defensive Line. Blitzattacken. Sacks.«

Er schwafelte weiter und brachte damit die Nerven unter meiner Haut zum Vibrieren. Ich war noch keine Stunde auf dem Schulgelände und hörte schon jetzt, wie es mir von zu

Hause entgegenschallte: *Verdammt noch mal, was ist los mit dir, Jamie?*

»Schau dich an. Du musst haufenweise Hits ausgeteilt haben. Wir ritzen unsere in Reihen in unsere Spinde.« Er stieß mit seiner Schulter gegen meine. »Hit, hit, hit.« Er nickte. »Du weißt, wie das abgeht.«

»Das stimmt.«

»Warum spielst du denn nicht?«

Ich suchte nach einer Erklärung, die nicht ganz so entsetzlich klang wie die Wahrheit. »Wegen meiner Noten«, log ich.

»Echt?«, hakte Freddie nach. »Hier musst du alles packen, Buckeye. Schaff alles. Sei alles.«

Wir überquerten eine weitere Straße, und Hackett zeigte mit der Hand auf einen Baum, der vor dem Verwaltungsgebäude stand. »Der älteste Baum auf dem Schulgelände«, sagte er. »Ich weiß nicht, 250 Jahre ist der alt, so um den Dreh.« Er zeigte auf eine Lücke zwischen den Ästen. Wenn man von dort, wo wir standen, nach oben schaute, rahmten die Zweige perfekt die Buchstaben ein, die in den Rundbogen über das Portal zum Verwaltungsgebäude gemeißelt waren. Es waren lateinische Worte, was ich nur wegen des seltsamen *V* anstelle eines *U* erriet.

»Das Motto der Schule?«

»Genau«, sagte Hackett. »*Ut parati in mundo*. Bereit, es mit der Welt aufzunehmen.« Er grinste Freddie an.

»Wollt ihr mich verarschen?«

»Nein«, gab Freddie zur Antwort. Er verdrehte die Augen.

»Klar, es ist unerträglich kitschig«, ergriff Hackett wieder das Wort. »Sie werden die gesamte neunte Klasse herschleppen und ihnen das zeigen. Dann erzählen sie ihnen von dem Baum, von seinen tiefen Wurzeln, seinen emporgereckten Ästen und Zweigen«, sagte er in dramatisch gesenktem Tonfall, »und dann zeigen sie auf das Motto der Schule und erinnern

sie daran, was es bedeutet, Teil des Erbes von Fullbrook zu werden.«

»Kitschig«, bekräftigte Freddie noch einmal. »Also, befassen wir uns mal mit den wichtigen Dingen.«

Bereit, es mit der Welt aufzunehmen? Ich hatte das Motto bei meinem Besuch im Frühjahr gesehen. Alle in Fullbrook kamen mir wie Genies vor, waren schon jetzt weltgewandt, perfektionierten bereits jetzt ihre besonderen Fähigkeiten, indem sie Roboter bauten, Arien sangen oder ihre eigenen Technologieunternehmen gründeten. Ich war noch nicht so weit, einen Abend lang meine Hausaufgaben zu machen. Ich war noch nicht so weit, eine Krawatte zu binden. Was schaffte ich denn schon? Ich konnte einen Puck daran hindern, zwischen den Torpfosten ins Tor zu rutschen – was aber erst im Winter interessant werden würde, und bis dahin musste ich erst einmal überleben.

Sie führten mich um das Verwaltungsgebäude herum und auf den Hof vor den Fakultäten. Die Rasenfläche in der Mitte war so lang und so breit wie drei Fußballfelder. Fullbrook hätte ebenso gut ein College sein können. Das bewiesen die Sportanlage, die zig Millionen gekostet hatte, das Physiklabor, das Kunstzentrum und die Fakultäten für Globalwissenschaften, ganz zu schweigen von den zweihundert Jahre alten Villen und Backsteinbauten, in denen all die anderen Klassenzimmer und Büroräume untergebracht waren. Am anderen Ende der Rasenfläche, am Rand des Waldes, in den das gesamte Gelände eingebettet war, lagen die Baseball- und Football-Felder. Doch neben dem Sportkomplex ragte ein kleines Stück weit abgesetzt – als wollte es mit seiner besonderen Stellung prahlen – das Eishockeystadion auf.

»Das da ist es«, sagte Freddie und zeigte mit dem Finger auf die kleine Halle. »Das ist der Ort, an dem dieses Jahr die Post abgehen wird. Ich schwöre dir, dass wir es zur Meister-

schaft schaffen.« Das Stadiondach war gewölbt, und da die große Rasenfläche davor ein leichtes Gefälle hatte, schien der gesamte Bau in den Erdboden gesunken zu sein und der Wald in der Ferne sich darüber zu erheben. Das schimmernde Dach fing das Licht der Sonne ein und reflektierte es.

»Klar, richtig«, meinte Hackett.

»Im Football nicht, vermutlich nicht«, räumte Freddie ein. »Wir sind zu klein.« Er beugte mich. »Aber im Eishockey? Verdammt, ja.« Resolut legte er mir die Hand auf die Schulter. »Wir haben ja jetzt eine neue Geheimwaffe, hier steht sie. Unser neuer Torhüter. Mein Kumpel, das Monster aus dem Mittleren Westen.«

Dieser Spitzname blieb mir im Hals stecken wie eine Fischgräte. Ich war sprachlos.

Er lachte, und ich rang mir ein schwachbrüstiges Lächeln ab. »Ich weiß, das Coach O dich auch auf Football ansprechen wird«, fuhr er fort. »Mann, wir brauchen einen Linebacker.«

Coach O'Leary würde mich nicht darauf ansprechen. Das durfte er nicht. Football war vorbei. Stattdessen sollten wir uns am nächsten Tag treffen und damit anfangen, mein Trainingsprogramm während der Saisonpause zu planen. Ich musste anständige Noten schreiben, der Collegewelt zeigen, dass ich ihre Zeit wert war. Was ich als Spieler draufhatte, musste ich ihnen im Winter zeigen. Ich war in der elften Klasse zum besten Spieler Ohios gekürt worden, hatte in der zwölften aber nicht gespielt, sodass ich erst mal jedem beweisen musste, dass ich wirklich der Goalie war, für den sie mich alle hielten. Coach O zählte auf mich. Zu Hause zählten meine Familie und Coach Drucker auf mich. Und auch mein alter Schuldirektor. Sogar Onkel Earl. In diesem Winter stand alles auf dem Spiel.

KAPITEL 2

JULES DEVEREUX

Ich hatte schon an die zwei Stunden hinter dem Klapp Tisch gegessen, bis es mir endlich aufging: Wenn ich überhaupt Flyer loswerden wollte, musste ich den Hintern hockriegeln und anfangen, sie auszuteilen. Es war vom ersten Augenblick an ein Kampf gewesen. Zuerst hatte ich darum kämpfen müssen, dass man mein Gesuch ernst nahm, dann hatte ich noch mehr darum kämpfen müssen, dass ihm stattgegeben wurde. Als das endlich passierte, hatte ich gehofft, die Aktion würde ein Riesenerfolg sein. Ich hatte mich geirrt.

Anfangs nahmen sich ein paar Leute Flyer, einfach so, ohne daraufzuschauen. Das machte mir nichts aus. Sie sollten sie ja nur haben – darum ging es mir. Andere verhielten sich jedoch ablehnender.

»Bitte. Das brauchen wir nicht«, erklärte mir die Mutter einer Neuntklässlerin und hinderte mich mit dem Unterarm daran, ihrer Tochter eines meiner Falblätter auszuhändigen.

Ich verzog den Mund zu einem angedeuteten Lächeln, das vermitteln sollte: *Heb, ich meine ja nur*, aber sie schob sich an mir vorbei. »Ich versuche zu helfen«, rief ich ihr nach, doch sie eilten auf das Wohnheim zu. Ich schüttelte den Kopf und drehte mich wieder Richtung Straße um. Eine ganze Wagen- schlange parkte planlos am Straßenrand. Eltern fummelten an

Taschen und Aufbewahrungsboxen aus Plastik herum. Mädchen beugten die Köpfe über ihre Telefone, die in Fullbrook nicht lange Bestand haben würden – hier war man ganz schön streng mit dem Handyverbot, soweit man es durchsetzen konnte. Der Einzugstag war natürlich eine Ausnahme.

Ich versuchte es bei einer anderen Neuntklässlerin, die vor dem Auto ihrer Familie stand. »Darauf findest du jede Menge wichtige Informationen«, erklärte ich ihr.

Sie nahm mir den Flyer aus der Hand und bedankte sich bei mir.

»Freust du dich?«, fragte ich sie.

Sie nickte. »Ja«, quetschte sie im Endeffekt hervor. Sie sah aus, als freute sie sich – sie wirkte aber auch nervös. Ich konnte sehen, dass das Faltblatt, das ich ihr gerade erst gegeben hatte, schon jetzt von ihrem Schweiß runzlig wurde.

»HPV-Impfungen, die Pille danach, psychologische Beratung zum Thema Körperschema«, zählte ich auf. »Bescheid zu wissen ist immer besser, als keine Ahnung zu haben.«

Das Gesicht des Mädchens nahm Fifty Shades of Red an, und im nächsten Moment schaute ihre Mutter – als hätte sie einen sechsten Sinn für solche Dinge – der Tochter über die Schulter. Sie blickte kurz auf den Flyer und las die in leuchtendem Pink gehaltene Überschrift: Frauengesundheit. Behutsam zog sie ihrer Tochter das Heftchen aus den Fingern, überflog es kurz, dann warf sie den Kopf in den Nacken und blitzte mich zornig an.

»Ich muss doch sehr bitten«, tönte sie. »Halten Sie das für angemessen?«

»Unsere Gesundheit?«, hakte ich nach. »Natürlich. Oder etwa nicht?«

»Verhütung? Kondome?«

»Nun ja, das gehört auch dazu. Wir dürfen keine Risiken eingehen und müssen uns schützen. Es steht aber noch sehr

viel mehr in der Broschüre. Im Gesundheitszentrum arbeitet eine engagierte Spezialistin für Frauengesundheit, und man kann sie jederzeit ansprechen, um ...«

»Wie heißen Sie?«, fuhr sie mich an.

»Jules Devereux. Ich gehe in die zwölfte Klasse und leite die ...«

»Ich werde dieser Angelegenheit auf der Stelle auf den Grund gehen.« Sie grabschte nach der Hand ihrer Tochter und zog sie hinter sich her über den Gehweg, der zur Mary Lyon Hall führte.

Dass es am ersten Tag hart für mich werden würde, wieder in Fullbrook zu sein, hatte ich befürchtet und deshalb im Voraus geplant, wie ich diesem Tag vom ersten Augenblick an ein wenig Schwung verleihen konnte: Ich hatte schon früh am Morgen eine Runde Schwimmen eingebaut und war massiv mit der Hausarbeit über meine Sommerlektüre vorangekommen, und all diese Impulse hatte ich genutzt, um mich psychisch darauf vorzubereiten, meine Infoblätter zu verteilen. Ich hatte das bereits im letzten Jahr und auch im Jahr davor machen wollen, aber es hatte sich beide Male niemand bereit erklärt, sich mit mir zusammenzutun. Letzten Endes gelangte ich zu dem Schluss, dass ich es im Alleingang tun musste. Wie ätzend das sein würde, war mir nicht bewusst gewesen.

Ich hatte mir die Mühe gemacht, mich in das zu werfen, was ich meine katholische Schuluniform anno 1950 nannte, weil ich wusste, dass Mrs. Attison »die Geisteshaltung und den Anstand«, wie sie es ausgedrückt hätte, begrüßen würde, die diese Aufmachung vermittelte. Nur war es sonnig und warm, einer dieser Tage, an denen man sich fragte, warum Wollpull-over je erfunden worden waren. Obwohl Mrs. Attison sich das Ganze vielleicht mit einem Anflug von Anerkennung ansah – was schwer bei ihr zu sagen war, weil ihre Miene immer so versteinert wirkte wie die der Leute auf einer Daguerreotypie

aus dem neunzehnten Jahrhundert –, war ich mir nicht sicher, ob sich das lohnte. Ich musste einige meiner Klassenkameraden überreden, sich mir anzuschließen, damit ich hier nicht den falschen Eindruck erweckte, irgendeinem radikalen Flügel anzugehören. Ich verteilte hier lediglich Flyer unseres Gesundheitszentrums; ich versuchte nicht, Neuntklässler in die Welt einer auf Genusssucht und Drogenkonsum ausgerichteten Sex-Sekte einzuführen.

»Würdest du mir helfen?«, fragte ich Shriya, die mir gerade entgegenkam. Ich hatte sie am Morgen schon am Pool gesehen, wo sie hart trainierte. Da ich im Gegensatz zu ihr nicht dem Schwimmteam angehörte, wollte ich sie dort nicht stören. Jetzt war sie angezogen wie für ein Vorstellungsgespräch, trug einen grauen Bleistiftrock, Schuhe mit hohen Absätzen und eine Bluse, die so schwarz war wie ihre Haare. Ich hielt den Stapel mit den Flyern hoch und winkte ihr damit zu – machte mich mit meinem gespielten Übermaß an Begeisterung nahezu über mich selbst lustig.

Sie blickte gerade nach vorn, an mir vorbei auf das Wohnheim. »Ich kann nicht.« Sie zögerte, vermied es, mir ins Gesicht zu schauen. »Ich helfe schon bei den Rundgängen.« Sie warf mir ein aufgesetztes Lächeln zu. »Zusammen mit Gillian, aber das ist ja klar.«

Und natürlich spielte auch noch diese Sache mit hinein. Im vergangenen Jahr hatte ich Shriya erklärt, es brauchte nicht zu einer Trennung zu kommen. Sie brauchte sich nicht für eine Seite zu entscheiden. Das war aber bescheuert. Selbstverständlich gab es Parteien. Es gab immer Parteien, und sie gehörte nicht zu meiner.

Ich atmete tief durch. Ich wollte ihr zeigen, dass es längst nicht so wehtat, wie es das tat – vielleicht wollte ich mir aber auch nur selbst etwas vormachen. »Cool«, sagte ich, als sie ihres Weges ging. Ich zuckte mit den Schultern und wusste

nicht, warum. Es hatte mich ja niemand gezwungen, mich hier draußen hinzustellen und die Faltblätter zu verteilen. Ich wollte einfach nur etwas tun, was allen Schülern zugutekam.

Binnen kürzester Zeit war die Mutter, die so sauer auf mich war, vor dem Eingangsportaal der Mary Lyon Hall auf Mrs. Attison gestoßen. Sie hatten einander kaum begrüßt, als die Mutter sich bereits umdrehte und mit dem Finger auf mich zeigte. Ich wusste genau, was jetzt auf mich zukam.

Mrs. Attisons Arme hingen herab, und ihre Hände prallten bei jedem Schritt leicht vom Körper ab, eine Art von beschleunigtem Schaukeln. Als sie schließlich vor mir stand, glänzte Schweiß über ihren Augenbrauen. »Julianna, ich glaube, es wird Zeit, das hier alles zusammenzupacken.«

»Oh, ich bleibe gern bis heute Abend hier draußen. Das ist wichtig, wissen Sie?«

»Ja, ich weiß.« Sie schürzte die Lippen, bis ihr Mund aussah wie ein fest zusammengedrückter, faltiger Stempel. »Ich wäre Ihnen trotzdem dankbar, wenn Sie jetzt Schluss machen würden.« Sie trat einen Schritt zurück, als wäre damit alles gesagt.

»Ich verteile hier lediglich Flyer des Gesundheitszentrums«, fügte ich hinzu. »Das ist nichts anderes, als Informationsmaterial über die Sporthalle oder das Kulturzentrum zu verteilen. Wo ist der Unterschied?«

»Julianna, ich bin auf Ihrer Seite. Hilfe anzubieten ist eine Sache. Eine ganz andere ist, Eltern, die ihre Kinder hier abliefern, ihre schlimmsten Befürchtungen unter die Nase zu halten.«

»Das alles wird im Gesundheitszentrum geboten. Was ist daran die große Sache?«

»Sie müssen immer ein bisschen über das Ziel hinausschießen, nicht wahr?«

»So sehe ich das nicht.«

»Selbstverständlich nicht.«

»Ich bleibe am Tisch sitzen, wenn das irgendwie besser ist, aber ...«

»Julianna, das ist hier keine Diskussion.«

»Mrs. Attison.«

»Julianna.« Sie rieb ihren Daumen und ihren Zeigefinger, als rollte sie Wachs zu einer Kugel. »Versuchen Sie ausnahmsweise mal, keine Szene zu machen. Versuchen Sie, sich zurückzunehmen und ein Teamplayer zu sein.« Als ich den Kopf schüttelte, sprach sie weiter, bevor ich Gegenargumente vorbringen konnte. »Das ist Ihr Abschlussjahr. Dieses Jahr schwierig für sich selbst zu machen, ist das Letzte, was Sie wollen. Für heute ist Schluss mit dem politischen Aktionismus.«

Das brachte mich zum Schweigen. Ich war sprachlos. Ich nickte nur.

»Vielen Dank«, sagte sie und sammelte sich wieder. »Ich muss die Schüler vorbereiten, die die Rundgänge leiten.«

Vorbereiten. *Das* war ein vertrautes Wort in Fullbrook. Sieh zu, dass du vorbereitet bist. Sei hierfür bereit, sei dafür bereit. Immer bereit. Manchmal fragte ich mich, ob »vorbereiten« überhaupt das richtige Wort dafür war. Es gab sehr viele Vorschriften in Fullbrook, schriftlich festgelegte und andere. Stillschweigende Regeln. Regeln, die Mom akzeptiert hatte und an die sie sich heute noch hielt. Das hier war ihre Schule, nicht meine. Hätte sie mich auf eine andere Schule geschickt ... was hätte das dann über Fullbrook ausgesagt? Und, mehr noch, über sie? Sie hatte der ersten Klasse angehört, die Frauen offenstand, und die Regeln nie vergessen. Oder waren sie von jeher ein Teil von ihr gewesen?

Die Traurigkeit zog mich wie ein Stein richtig runter. Der Krug mit Limonade stand immer noch fast voll auf meinem Klappstisch, und ich stellte mir vor, wie ich mir den ganzen

restlichen Nachmittag lang ganz allein ein Gläschen nach dem anderen hinter die Binde goss, während die Faltblätter nur dann den Tisch verließen, wenn eine Windböe sie erfasste und wie geflüsterte Worte über den Hof wehte.